

Rolf Wiese ist Direktor des Freilichtmuseums am Kiekeberg und koordiniert zusammen mit dem Institut für Volkskunde/Kulturanthropologie das Studienangebot Museumsmanagement.¹

vokus: Was für eine Faszination steckt bei Ihnen hinter dem Phänomen Museum, sind Sie als Kind früher gerne ins Museum gegangen?

Wiese: Ah, da gibt's ne Geschichte: Meine Großeltern lebten in Schleswig-Holstein, in einer Kleinstadt, und immer, wenn meine Eltern sie besucht haben, bin ich als Junge durch die Stadt geschlendert. Dort gab es eines der ältesten Freilichtmuseen in Deutschland. Das ist nur ein einziges Haus in Meldorf, irgendwann 1912 oder so dorthin umgesetzt. Und da bin ich hingekommen und so ein alter Aufseher hat mir in einer faszinierenden Art und Weise dieses Haus erklärt. Und da bin ich als Jugendlicher dann häufig gewesen – und das war eigentlich der Einstieg.

Und wie sind Sie dann selbst zum Museum und überhaupt zum Museumsmanagement gekommen?

Ich habe zunächst Betriebswirtschaft studiert. Wie das so ist – ich komme aus einer ländlich-bäuerlichen Familie, war das dritte Kind – der älteste Bruder bekam den Hof, meine Schwester wurde ausgesteuert und ich musste was lernen [lacht]. Nach dem Wirtschaftsgymnasium habe ich dann BWL hier in Hamburg studiert – das war irgendwie vorgezeichnet, weil unsere Familie eine kaufmännische Vorgeschichte hatte. Nach dem Abschluss war ich noch zwei Jahre an der Universität als Assistent. Aber während des gesamten BWL-Studiums habe ich auch schon Geschichtsvorlesungen besucht. Volkskunde kannte ich da noch gar nicht, sonst wäre ich wohl gleich in die Volkskunde gegangen! So habe ich also überwiegend mittelalterliche und neuzeitliche Geschichtsvorlesungen gehört. Das hat mir einfach Spaß gemacht.

Und hinterher, nach dem BWL-Studium, da habe ich gedacht: »Na ja, du könntest ja vielleicht im Museum arbeiten« und habe mich initiativ beworben. Aber vier von fünf Museen haben meine Unterlagen einfach zurückgeschickt, und einer, das war

¹ Zur Person vgl.: <http://www.arbeitskreis-museumsmanagement.de/index.php?id=34> (Stand: 1.6.2012) sowie *Albrecht Lehmann*: Ausschnitt aus der Laudatio auf Rolf Wiese. In: *vokus. volkskundlich-kulturwissenschaftliche Schriften* 10 (2002), Heft 1, S. 29–33 (auch unter: <http://www.kultur.uni-hamburg.de/volkskunde/Texte/Vokus/2000-1/laudawiese.html> (Stand: 1.6.2012)).

der Direktor des Schleswiger Landesmuseums, sagte zu mir: »Herr Wiese, Sie werden so keinen Job in Deutschland finden.« Zu dem Zeitpunkt, das war 1981 oder 1982, gab es in Deutschland keine kaufmännischen Direktoren. Die Museen waren ausschließlich in staatlicher Trägerschaft; oder einige wenige in Firmenbesitz, die regelten das anders. Das Kaufmännische, das war irgendwie ein nachgeordneter Bereich. Und der Schleswiger Direktor hat zu mir gesagt: »Entweder Sie studieren Volkskunde oder aber Kunstgeschichte; und wenn Sie dann das zweite Studium haben, dann finden Sie einen Job.« Ja und dann bin ich eben bei der Volkskunde gelandet.

Dann haben Sie nach BWL auch noch mal Volkskunde studiert?

Ja, ich hab richtig Volkskunde studiert und schließlich über Bauernhäuser promoviert. Das hing mit meinem Job zusammen, mit dem ich dieses zweite Studium finanziert habe: Ich habe in der Denkmalpflege in Niedersachsen gearbeitet und eine Baudenkmalsinventarisierung durchgeführt, etwas, was ich noch nie vorher gemacht hatte. Da bin ich von Ort zu Ort gefahren und habe historische Gebäude kartiert, fotografiert und bestimmt, und das war eine sehr spannende Aufgabe, weil man in ganz viele private, alte Häuser reinschauen und sehen konnte, wie die Menschen dort leben und wohnen.

Und wie kam es dazu, dass Sie den Beruf am Museum und die Universität so verknüpft haben, wie es heute ist?

Es ging nach Studium und Promotion nicht direkt mit der Universität weiter, sondern man hat mir – natürlich auch aufgrund der Erfahrungen bei der Denkmalerfassung – angeboten, dass ich Direktor im Freilichtmuseum am Kiekeberg werde, das seinerzeit noch zu den Hamburger Museen gehörte und an den Landkreis Harburg verkauft werden sollte. Und dann zeigte es sich im Museum, dass meine Arbeit immer zur Hälfte davon bestimmt wurde, dass ich mit Geld und Personal und Finanzen und diesen Dingen zu tun hatte, auch ganz viel mit Öffentlichkeitsarbeit in der Anfangsphase, und die andere Hälfte war die inhaltliche Arbeit, die volkswissenschaftlichen und musealen Fachthemen.

Also ich wäre, glaube ich, nie so gut zurechtgekommen, wenn ich nicht diese beiden Teile gekonnt hätte. Und dann habe ich 1985, also nach einigen Jahren Museumstätigkeit, angefangen, meine Erfahrungen aus der Museumsarbeit auch an der Universität einzubringen. Den Begriff Museumsmanagement gab es natürlich damals noch nicht, den habe ich – in Anlehnung an das seinerzeit ebenso aufkommende Kulturmanagement – erst später eingeführt.

Was beschreibt denn dieser Begriff Museumsmanagement für Sie?

Oh, man hat jahrzehntelang gestritten, was das nun genau ist. Früher gab es in vielen Fakultäten den Begriff ›Hilfswissenschaft‹. Das war nicht die eigentliche Wissenschaft – also zum Beispiel die Geschichtswissenschaft –, sondern man brauchte ein Hilfsmittel, um das Fach zu können, in dem Fall zum Beispiel die Heraldik. Und damit habe ich es früher auch immer verglichen: Museumsmanagement ist eine Hilfswissenschaft für diejenigen, die im Museum arbeiten. Das ist nicht der Zweck eines Museums, sondern es ist ein Instrument. Das ist der erste Punkt. Der zweite Punkt betrifft den Bereich Finanzen, weil die Museumsarbeit heute auch immer mit Geld und Finanzierungen zusammenhängt. In diesem Sinne ist es so eine Art Handwerkszeug.

Und das dritte große Schlagwort sind Menschen – Besucher wie Personal. Da gibt es den Umgang mit den Besuchern auf der einen Seite, ganz klar. Aber wichtiger noch: Der Umgang mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern wird in vielen Institutionen, die es nicht gelernt haben, sehr unprofessionell gehandhabt. Und das führt oft zu Frust und hoher Fluktuation und falschen Erwartungen. »Das sind Menschen und keine Kopierer«, sage ich immer, sie sind das Wichtigste, um einen guten Museumsbetrieb zu führen. Und schließlich gibt es da noch viertens das Marketing, ohne das heute kein Museum überleben kann.

Und welche Aufgaben fallen speziell darunter, was heißt das eigentlich: managen?

Da ist erstens die gerade genannte Personalarbeit. Bei großen Museen ist es ja inzwischen so, ob nun hier in Hamburg oder bei uns am Kiekeberg, dass es neben dem inhaltlichen Direktor oft einen zweiten kaufmännischen gibt. Da nimmt man sich einen Spezialisten. In ganz vielen Museen jedoch – und besonders in den kleinen, und das sind gut 90% aller Museen in Deutschland – sind Sie als Volkskundlerin auch gleichzeitig Museumsmanagerin, d. h. Ihr Team besteht vielleicht aus drei Leuten, und Sie müssen jetzt erst mal mit Ihren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen eine vernünftige Menschenführung hinbekommen. Es gibt Menschen, die können das von sich aus, das ist einfach so. Es gibt auch Menschen, um das mal zu vergleichen, die gehen ins Ausland, lernen eine neue Sprache in drei Wochen. Aber es gibt viele Menschen, die können das nicht, die könnten es aber lernen. Also ich glaube, ob Mitarbeiterführung oder Sprache, Sie müssen es irgendwann gelernt haben oder Sie müssen lernen, wie und wo Sie es lernen können.

In kleinen Museen werden Sie zudem – das ist das strategische wie auch ökonomische Managen innerhalb der Kulturpolitik – immer etwas vor Gremien präsentieren müssen. Und auch das müssen Sie gelernt haben. Deswegen ist dieses Instrument, diese Hilfswissenschaft Museumsmanagement, so wichtig.

Und gleichzeitig ist der Erfolg der Kulturarbeit ja schwer messbar. Wir können ja nicht messen, welches Wissen unsere Besucherinnen und Besucher mit nach Hause

nehmen. Deswegen sagt die Politik, sagen Entscheidungsgremien oft: Wir nehmen andere Kenngrößen, wir nehmen Besucherzahlen oder die Zahl der Medienauftritte, also etwas, was messbar ist. Was aber über die Qualität der Museumsarbeit nicht unbedingt etwas sagen muss.

Stimmt.

Ja, die Arbeit, die die Wissenschaftler heute im Museum machen, ist immer stärker spezialisiert. Und gleichzeitig müssen sie ganzheitlich für ihre Einrichtung argumentieren und mitdenken. Sie müssen sich Gedanken machen, wieder im Sinne des strategischen Managements, was für Auswirkungen ihre Arbeit hat: An wen richtet sich z. B. eine Sonderausstellung, bei uns aktuell eine zum Thema Alt und Jung bzw. zum Älterwerden, wer soll da hinkommen? Sind das die Fachkollegen, sind das Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, sind es andere Gruppen in der Gesellschaft, sind das gesellschaftliche Randgruppen, sind es Behinderte, sind es Schulklassen oder wie oder was auch immer?

Und dementsprechend müssen Ausstellungen zum Beispiel unterschiedlich angelegt werden. Und ich glaube, das ist nicht die klassische Aufgabe der Volkskunde als Disziplin, die ja inhaltlich orientiert sein muss. Und wir sind als Museumsmanagement eben das Hilfsinstrument, um solche externen wie auch internen Faktoren bestmöglich zu steuern.

Welche Aspekte dieser ›Hilfswissenschaft‹ gefallen Ihnen persönlich denn besonders gut?

Mir macht es besonders Spaß, immer etwas Neues zu erarbeiten. Also grundsätzlich bin ich nicht so der ruhende Pol, sondern ich muss permanent was Neues machen. [lacht] Wir haben zum Beispiel bereits vor sechs Jahren eine Mitarbeiterin eingestellt, die sich nur darum kümmert zu beobachten und zu analysieren, was andere Freizeiteinrichtungen und Museen in Deutschland und Europa machen.

In Industriebetrieben nennt man das Umfeldbeobachtung. Das ist für Kulturbetriebe bislang total unüblich. Und das machen wir, weil wir der Meinung sind, dass wir auf einem systematischen Wege Kreativität gewinnen und Ideen sammeln müssen. Denn in der Realität wird unser Arbeiten auch beeinflusst durch andere Freizeiteinrichtungen. Wir müssen beobachten, was macht ein Freizeitpark, ein Wildpark oder letztendlich auch ein Kino. Sie gehen doch entweder in die Hamburger Kunsthalle oder ins Bucerius Kunst Forum oder ins Altonaer Museum. Einmal während der Studentzeit geht man auch mal zu Hagenbeck [lachen]. Und wann zum Kiekeberg?

Und mir bringt es unheimlich viel Spaß zu gucken, wie ich solche Dinge übertragen kann. Wenn Sie zum Beispiel den Umgang mit Kindern sehen, da können wir von Disneyland und von McDonalds lernen. Das sind aber die größten Schimpfworte, die Sie in der Museumsszene sagen können [lacht]. Also, wenn man

ein Freilichtmuseum mit Disneyland betitelt, ist das wirklich das Allerschlimmste, was man sagen kann, weil ja hier alles nicht *original* und *echt* ist, sondern alles ist Illusion. Trotzdem sind die in der Lage, in bestimmten Bereichen eine supertolle Qualität von Arbeit zu machen – und davon wiederum kann man lernen. Und das bringt dann Spaß, solche Innovationen in ein Museum hineinzubringen. Und man lernt ja nicht nur vom Positiven, sondern es gibt ja auch den großen Flop, aus dem man lernt.

Mit Stichworten wie McDonalds oder Disneyland sind ja vielleicht auch Befürchtungen verbunden, dass sich die Ausrichtung der Museumsarbeit immer stärker in einen ›Event-Bereich verschiebt ...

Für mich gibt es eine ganz klare Grundaussage: Der Schwerpunkt der inhaltlichen Arbeit ist die Vermittlungsaufgabe. Aber wir sind nicht nur so etwas wie eine Schule der Nation. Wir machen das nicht anhand von Schulbüchern, sondern wir machen das anhand von Gegenständen, die aus der Geschichte heraus eine Aussage beinhalten. Und die Aufgabe des Museums ist es, inhaltlich die Verbindungen zwischen Gegenstand und Lebenswelt, zwischen Mensch und Umwelt sowie zwischen damals und heute aufzuzeigen. Dafür machen wir das Museum. Und wir streben natürlich eine breite Akzeptanz an und bemühen uns, viele offene Themen zu behandeln und auszuprobieren.

Sie würden grundsätzlich also nicht von einer Verschiebung vom Museums- zum Eventcharakter sprechen?

Ich glaube, Events ohne wissenschaftlichen, inhaltlichen Hintergrund funktionieren nicht. Den Hamburger Dom mit seinen Fahrgeschäften kann ich überall hinstellen, das würde uns ja gar nicht auszeichnen. Da ist jede Dorfkirmes oder jede größere Kirmes besser. Nur wenn wir jetzt sagen würden, wir machen einen Jahrmarkt, der einen historischen Hintergrund hat, mit historischen Fahrgeschäften, mit Erläuterungen an den Fahrgeschäften, mit typischen Verkaufssituationen oder mit einem Flohziirkus, also mit Attraktionen, wie es sie um 1920 oder 1950 gegeben hat, dann ist das etwas, was man so eins zu eins nicht woanders sieht.

Sie müssen heute, wenn Sie ein Angebot für Besucher und Besucherinnen in einer Region schaffen wollen, Elemente haben, die häufiger wechseln und Sie müssen so etwas wie eine ständige Ausstellung haben, die vielleicht acht Jahre hält. Zusätzlich müssen Sie Sonderausstellungen haben, die pro Jahr wechseln. Das hat in meinen Augen aber noch nichts mit Eventcharakter zu tun. Eigentlich ist es gut, wenn man den Menschen immer wieder ein neues Angebot machen kann. Das kann stärker freizeitorientiert, erlebnisorientiert oder inhaltlich orientiert sein, das kann Themen des alltäglichen Lebens wie Ernährung oder sowas betreffen. Sie müssen einfach eine vernünftige Mischung machen. Und da spielen auch Erlebnisorientierungen und Freizeit eine Rolle.

Damit sprechen Sie ja unterschiedliche Entwicklungen und Veränderungen auch in der Wahrnehmung des Museumsmanagements an ...

Ja, ganz sicher. In der Aufbauphase Mitte der 1980er Jahre haben sich die Museen total gegen die Idee des Museumsmanagements gesperrt. Das hatte damals einfach wenig Bezug zu den klassischen Berufsbildern in den Museen.

Als junger Wissenschaftler habe ich auf dem bayerischen Museumstag vor 600 Leuten referiert, dieses Thema vorgestellt und gesagt: »Ich glaube, diese Museumswelt wird sich verändern. Sie werden anders arbeiten müssen.« Und daraufhin haben 200 Leute den Raum verlassen! Das war 1988. Ich war natürlich auch noch nicht so alt und gestanden wie heute, da war ich hinterher ziemlich geknickt [lachen]. Zum Glück bekam ich aber auch positive Rückmeldungen. Aber eigentlich hat mich diese Ablehnung schon sehr genervt, wenn ich ehrlich bin [lachen]. Aber die Situation veränderte sich, als die Institutionen irgendwann begriffen, dass zum Beispiel so etwas wie Marketing – damals ein Fremdwort für die Museumsarbeit und sogar negativ belastet, weil man damit die klassische Werbewirtschaft verband – wichtig ist. Dann haben sich mehr Museen damit beschäftigt und der entscheidende Durchbruch passierte in den 1990er Jahren. Wir haben regelmäßig mit einem Arbeitskreis vom Museumsmanagement Tagungen gemacht, alle zwei Jahre, die durchaus bundesweit und im deutschsprachigen Raum bekannt waren. Und dann reagierte der deutsche Museumsbund darauf. Der versucht auch jetzt in seiner Schriftenreihe ganz praktisch den Museen zu helfen. Für diesen Museumsbereich gab und gibt es ja auch kaum Studiengänge. In der wissenschaftlichen Volkskunde werden Sie ja dafür nicht ausgebildet. Und das ist jetzt ein Schritt für die Zukunft, weil wir in den Museen eigentlich nicht mehr genügend Nachwuchs haben, da die Universitäten sich von der Ausbildung für den Museumsberuf in Teilen entfernen.

Trotz einer solchen Entfernung: Wo liegen denn die Schnittmengen, was kann die universitäre Volkskunde von der Museumspraxis lernen? Oder umgekehrt: Was kann die Museumspraxis vielleicht auch von der universitären Volkskunde lernen?

Für diese Frage muss man ein bisschen zurückblicken: In Hamburg waren an den großen Museen der Stadt Universitätsprofessuren angehängt. Am längsten erhalten blieb diese Konstellation in der Völkerkunde, bis vor etwa 15 Jahren. Der Direktor des Museums für Hamburgische Geschichte z. B. hatte gleichzeitig eine Professur für Volkskunde an der Uni. Die Lehrveranstaltungen fanden in den Museumsgebäuden statt. Die Lehrsäle gibt es dort heute noch, auch wenn sie natürlich nicht mehr dafür genutzt werden.

Das Fach Volkskunde und die Museumsausbildung fanden so im gleichen Haus statt. Diejenigen, die sich für das Museum als Arbeitsfeld interessierten, erhielten da natürlich eine optimale Ausbildung, weil neben den Seminaren auch das Arbeiten in

dem Haus, in dem Museum selbst ein Teil des Studiums war. Das ist jetzt 25 Jahre her oder so. Damals hat man nicht wissen können, dass das heute für die Museen wieder so wichtig sein würde, um Nachwuchs zu bekommen. Dann könnte es auch wieder diese größere Nähe geben. Da war Hamburg um 1910, 1920 extrem vorbildlich von der Idee her, und das hat sich in den 1980er Jahren dann geändert.

Also ich glaube, man kann voneinander natürlich ganz viel lernen. Wir kriegen immer wieder Anstöße aus den unterschiedlichsten Bereichen der Volkskunde. Ebenso kommen natürlich auch immer wieder Absolventinnen und Absolventen der Volkskunde zu uns ans Museum. Oder Studierende machen während ihres Studiums Praktika. Oder es gibt verbindende Tagungen.² Von daher profitieren beide Seiten.

Trotzdem muss man sagen, dass sich Volkskunde und Museum inhaltlich auch in unterschiedliche Richtungen bewegen: Wann wurde hier in Hamburg am Institut das letzte Mal ein Thema angeboten, das sich mit so ganz ›altmodischen‹ Dingen wie Keramik oder Textilien oder Möbeln oder so etwas beschäftigt? Das kann ja schon spannend sein. Und dieses Sachwissen war ja früher über die Uni gespeichert. Jetzt sind die Museen dabei, in einzelnen Bereichen darüber nachzudenken, ob sie eigene Ausbildungen machen. Und das wäre natürlich in meinen Augen fatal für junge Menschen, die von der Uni kommen und in diesen Bereich hinein wollen; für die ist das dann erstmal eine Barriere. Umgekehrt ist das aber auch eine große Chance: Die Zahl der Kultureinrichtungen wächst ja nach wie vor und die Zahl der Arbeitsplätze in den Einrichtungen – trotz all dem finanziellen Gestöhne – wächst ja auch. Das ist ein großer Arbeitsmarkt.

Wie bewerten Sie denn im Hinblick auf diesen Arbeitsmarkt die neuen Bachelor- und Masterstudiengänge?

Diese Veränderungen und das neue System sprechen sich ja nun überall rum, da knurren jetzt alle, aber – es gibt ja nun nichts anderes mehr. Also insofern sind Sie mit allen anderen gleichgestellt und haben die gleichen Chancen [lacht]. Wenn wir eine Volontariatsstelle ausschreiben, bewerben sich 120 oder 150 Leute. Es sind aber nur 20 oder 25 Volkskundler dabei, und es gibt natürlich einen ganz hohen Frauenanteil, das ist ja auch ein Kennzeichen dieses Faches. Interessant ist, dass sich in der letzten Zeit vermehrt auch Leute bewerben, die wir früher dort nicht gefunden haben: Religionswissenschaftler, Juristen, BWLer ... Aber die Chancen für Volkskundler sind in diesem Bereich immer noch gut, vor allem, wenn sie während des Studiums auch den Kontakt zur Praxis suchen.

Aber bevor Sie sich für ein Arbeitsfeld entscheiden, erwarte ich, dass Sie dreimal ein Praktikum machen. Nicht weil ich das benoten will oder so. Aber Ihren Lebenspartner suchen Sie sich doch auch nicht innerhalb von fünf Minuten aus, den

² Anm. der Redaktion: vgl. hierzu die Tagungsberichte in: vokus 20 (2010), Heft 1, S.58–62, und Heft 2, S. 95–98.

gucken Sie sich doch erstmal an. Sie müssen doch da, wo Sie vielleicht einmal arbeiten wollen, vorher mal gewesen sein. Und nicht nur an einer Stelle, sondern man muss doch einen Gesamteindruck bekommen. Dafür reichen auch vier Wochen, wenn Sie Glück haben. Sie haben dann einfach die Chance, Ihre Erwartungen mit der Arbeitsrealität besser abzugleichen, und natürlich nehmen wir gerne junge Leute, wenn wir in den Bewerbungsunterlagen sehen, dass die auch an verschiedenen Institutionen Praktika gemacht haben.

Wie – glauben Sie – wird denn Museumsarbeit attraktiv für Studierende? Oft werden mit dem Begriff Museum ja auch bestimmte Vorstellungen über historische Zeiträume verbunden: Welchen Zeitraum betrachten Sie als für das Museum geeignet und auch als spannendes Arbeitsfeld?

Bis vor sieben, acht Jahren hätte ich gesagt: bis 1980. Heute sage ich zu Ihnen: bis 2012 [lacht]. Weil wir eine erinnernde Wissensvermittlungsaufgabe verfolgen. Interessant wird es ja erst, wenn historische Fakten mit unseren eigenen Erinnerungen und Erfahrungen verbunden werden können. Dann bekomme ich im besten Fall wirklich einen Bezug zu dem alltäglichen Leben einer Bauernfamilie aus den 1950er Jahren. Und heute glaube ich, dass Museen eben auch aktuelle Entwicklungen einbeziehen sollten, also beim Thema Ernährung z. B. den Geflügelskandal von vor zwei Tagen [Frühjahr 2012, Anm. d. Red], der uns alle berührt. Warum sollen wir in einem Museum, wenn wir Ernährungsthemen ansprechen, solche Themen nicht mit ansprechen? In unserem neuen Ausstellungsgebäude, dem Agrarium, werden wir genau das versuchen, indem wir die Entwicklung der Landwirtschaft bis in die modernste Form zeigen. Und gleichzeitig wollen wir auch Gedanken anstoßen: Wie sieht es denn vielleicht in zehn Jahren aus?

So, und wenn wir den Menschen in der Gegenwart abholen, ist es für uns ja als Museum inzwischen erst einmal leichter. Wenn Sie Archäologie studieren und in einem Vor- und Frühgeschichtsmuseum sind, dann ist es viel schwieriger, einen Bezug zwischen Ihrem alltäglichen Leben und diesen Steinzeitgräbern herzustellen. Und ich meine, dass dieser Gegenwartsaspekt auch ein interessantes Arbeitsgebiet für Studierende und angehende Museumsmitarbeiterinnen und Mitarbeiter ist.

Und wenn Sie einen Blick in die Zukunft werfen – was passiert mit dem Museumsmanagement in den nächsten zehn Jahren?

Ich hoffe natürlich, dass sich mit den Veränderungen, die hier gerade im Institut passieren, also der kommenden Neubesetzung des Lehrstuhls, meine ich, auch weiterhin Perspektiven für das Museumsmanagement eröffnen: Wir haben in Hamburg richtig tolle Museen, mit denen man stärker zusammen arbeiten könnte, das muss ja gar nicht immer nur der Kiekeberg sein. Die Einführung eines dualen Studiums

wäre so ein Schritt. Da gibt es schon sehr attraktive Ausstellungen oder Projekte, bei denen ich mir eine stärkere Einbindung von Studentinnen und Studenten sehr gut vorstellen könnte.

Und das Museumsmanagement ist ja noch verhältnismäßig jung, sicher ist da auch eine inhaltliche Weiterentwicklung wichtig. Ich würde mir wünschen, dass für diese inhaltlichen Auseinandersetzungen auch Zeit bleibt. Und ganz wichtig ist für mich der Kontakt ins Ausland. Um uns herum gibt es Länder, die in diesem Kulturbereich schon sehr weit sind. Wir denken immer ganz klassisch an Amerika, aber wenn Sie mal nach Holland oder in den skandinavischen Bereich gucken, dann sind die mindestens so weit wie in Amerika. Gerade Dänemark macht im Museumsmanagement total innovative Sachen, obwohl es ein ganz kleines Land ist. Beispiele dafür sind der Einbezug von Randgruppen in die Museumsarbeit und die Integration der Nachbarschaft ins Museumskonzept.

Dieses nahe Ausland ist auch noch gut erreichbar für Studentinnen und Studenten. Natürlich wäre auch so etwas wie ein Praxissemester super. Nur bei dem Programm, was Sie jetzt im Studium haben, ist das nicht denkbar, oder? Das muss ja auch nicht im Museumsbereich sein, das könnte genauso gut bei Rundfunk, Fernsehen, Galerien sein. Das würde auch noch mal einen starken Input von diesen Institutionen in das Institut hier hineinbringen. Ich weiß aber, dass das eher Wunschgedanken sind [lacht]. Und ich wünsche mir natürlich auch noch ganz viele Studenten und Studentinnen, die gleich einen Job finden – und mehr Zeit für Sie während des Studiums, um unterschiedliche Dinge auszuprobieren.

Sind Sie eigentlich auch privat ein ›Museumsmensch‹? Sammeln Sie selbst? Wenn Sie dafür überhaupt noch Zeit haben ...

[lacht] Meine Frau sammelt ganz viel und ich sammle auch. Wir haben lange in Hamburg gelebt und im Frühjahr gab es damals so tolle Sperrmüllzeiten, wo der Sperrmüll am Straßenrand stand und man dann gucken ging, ob man davon was brauchen konnte. Das war schon so eine eigene Subkultur, das war irgendwie ganz toll. Und dadurch sind auch große Teile unserer Wohnungseinrichtung aus und mit Sperrmüll entstanden. Auch aus qualitativem und tollem Sperrmüll. Und ich gehe gerne auf Flohmärkte und Auktionen. Das mach' ich schon gerne, auch in meiner Freizeit. Sammeln Sie denn?

Also Bücher und Texte – studienbedingt ... [lacht]

Bei mir sind auch Leidenschaften aus dem Studium geblieben: Ich interessiere mich z. B. immer noch sehr dafür, wie Menschen wohnen und sich einrichten. Bei neuen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, auch bei Studentinnen und Studenten, würde ich gerne mal zu Hause vorbeischauen – unangemeldet natürlich [lacht]. Und

ich hab' natürlich ein Bild im Kopf, wie es dort aussehen könnte, und überlege, ob ich wohl richtig liege mit meinen Vermutungen. Und das ist noch ein Traum: ein Seminar mit Studierenden zu machen, bei dem wir nacheinander alle Wohnungen besichtigen.

Wir wären dabei! Herzlichen Dank für das Gespräch.

Mara Kramer/Varinia Lindau
c/o Institut für Volkskunde/Kulturanthropologie
Edmund-Siemers-Allee 1 (West)
20146 Hamburg